Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 40 (1936-1937)

Heft: 9

Artikel: Die Winterreise : zum 140. Geburtstage Franz Schuberts, am 31. Januar

Autor: Georgi, Stephan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667516

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Doch sprachen sie nicht mit einander. Sie schämten sich wohl.

In ihrer Angst, daß die beiden den Ole Carsten erschlagen, stand sie auf. Da kam er langsam über den Hang geschritten. Als er fast schon neben ihr stand, wußte sie immer noch nicht, ob er sie suche oder nur nach dem Dampfer Ausschau halte. Auch als sie an ihn herantrat, seinen Arm berührte und leise sagte: „Ihr währet sonst alle erfroren, Ole Carsten", nickte er bloß.

Erst nach einer Weile hörte sie ihn sagen: „Nun müssen wir wohl gehen!" Über graugelber Dünung stand eine im Winde zerflatternde Rauchfahne gegen Sonne und diesige Luft.

Der kleine Dampfer tauchte stampfend hinter einem schwarzen Felsenriff auf, ließ die Dampfpfeife orgeln, drehte bei, rollte in der immer noch groben, schäumenden See, strich ein Boot und nahm die Inselleute auf.

*

Eine Woche nach dem Untergang der „Ilse Marie" ging in dem Festlandshafen Ole Carsten an Bord des Küstendampfers, der an diesem Tage des Eistreibens wegen zum letzten Male fuhr. Die Leute, die ihn mit seinem Kleidersack auf der Schulter sahen, sagten, er hätte Heuer auf einem Segler in Bremen genommen. Worüber sie die Köpfe schüttelten, weil doch die Carstens ihr Auskommen hatten. Auch erzählte man sich, er wäre gegangen, ohne Abschied von der Bert zu nehmen.

Und so war es wohl auch. Lange hatte er nachgegrübelt, was nun zu tun sei. Denn er liebte ja die Bert nicht nur, sie hatte doch auch ihm und den andern durch ihre Tollheit das Leben gerettet. Doch wenn er bedachte, daß auch Hinrich Dübel und Dirk Christians sie so tanzend im Mondlicht gesehen und darüber deren Blut sich so erhitzte, daß sie dem weißen Tod entgingen, dann meinte er doch, daß die Bert für einen Ole Carsten nichts wäre.

Denn es sind droben auf den Inseln die Männer manchmal noch von der Art ihrer Vorfahren, die, auf den Hochsitzen thronend, ihrer Sippe vorstanden und das Leben geringer erachteten als das Gesetz der Sitte. Wenn dies unserer Zeit auch töricht erscheint.

Winterweihe.

In diesen Wintertagen,
Nun sich das Licht verhüllt,
Laß uns im Herzen tragen,
Einander traulich sagen,
Was uns mit innerm Licht erfüllt.

Was milde Glut entzündet,
Soll brennen fort und fort,
Was Seelen zart verbündet
Und Geisterbrücken gründet,
Sei unser leises Losungswort.

Das Rad der Zeit mag rollen,
Wir greifen kaum hinein,
Dem Schein der Welt verschollen,
Auf unserm Eiland wollen
Wir Tag und Nacht der seligen Liebe weihn.

Karl Henckell.

Die Winterreise.

Franz Schubert-Skizze von Stephan Georgi.

Zum 140. Geburtstage Franz Schuberts, am 31. Januar.

Auf der Wieden draußen, nahe der Karlskirche, aus der das sonntägliche Orgelgedröhn herüberklang, lag, hügelig zur Aussicht auf die Wiener Innenstadt erhoben, in fast inselhaft ländlicher Abgeschiedenheit ein bejahrtes Gehöft, rückseits mit einem weiten eingezäunten Hof, auf dem an einigen Wochentagen Pferdemarkt abgehalten wurde.

Dort wohnte, im Verein mit Mutter und Geschwistern, Moritz von Schwind, der junge Maler wundersam romantischer Märchengefilde. Und dort, in diesem stillen, ungestörten „Mondscheinhause", versammelten sich seit Jahr und Tag alle die Künstler, Dichter, Musiker und Musikfreunde, die zum Kreise Franz Schuberts gehörten; in inniger Verbundenheit einander helfend und anspornend, und schwelgten in ihren Harmonien, die Schubert, Lachner und Hüttenbrenner in Tönen schufen, Schwind und Kupelwieser in Farben, Schober, Mayrhofer, Bauernfeld und

Grillparzer in Versen, die Vogl und Schönstein gesanglich interpretierten.

Was alles Franz Schubert an äußeren Erfolgen, an Ruhm und Ehre, an Rang und Besitz, an Häuslichkeit und Frauenliebe vorenthalten blieb, das ersetzte ihm die Freundestreue. Hier, in diesem belebenden, befruchtenden Kreise Gleichgesinnter, gleich ihm Strebender und Ringender, war sein Zuhause, hier konnte er sein Innerstes Verstehenden und Teilnehmenden aufschließen, konnte bald lustig und ausgelassen sein wie ein übermütiges Kind, bald voll todtrauriger Melancholie.

Doch die Jahre harter Lebenskämpfe hatten nun schon manche Falte der Sorge, Entbehrung und Enttäuschung in die Gesichter gegraben, der Übermut der Sommernächte, die Schneeballschlachten der Wintertage waren Vergangenheit geworden, und seit langem hatte Schubert nicht mehr den Hofzaun erklettert, um von dort herab seinen „Erlkönig" auf dem Kamm zu blasen. Der Kreis der Schubertianer hatte sich gelichtet; einige waren in feste Posten nach außerhalb gegangen, andere waren „durch Ehe abgängig".

Es war stiller und ernster geworden unter den Verbliebenen, noch ernster, seit man vor kurzem den größten Wiener, Beethoven, zu Grabe getragen hatte. Und nun wollte auch Schwind fort, nach München.

In der Laube im Hofe des Mondscheinhauses saßen sie; Gläser klangen, und vor ihnen, am Eingang, stand Schwinds letztes Bild auf der Staffelei, der „Spaziergang vor dem Stadttor", auf dem er in erinnerungsvoller, abschiedsschwerer Stimmung die Freunde und sich selbst mit Landkarte und Reiseranzen in Ölfarbe festgehalten hatte.

Das alte, mit allen fröhlichen und trüben Stunden eng verbundene Klavier war herausgeholt worden, und als Vogl, der schon alternde Sänger, Schubertlieder vortrug, die so himmelan jubeln, so wehmütig klagen konnten, lauschten alle ringsum andachtsvoll diesem tönenden Erleben, dieser herzaufschließenden Schönheit, Zartheit, Innigkeit.

„Man müßt' heiraten", sagte Schwind, „man müßte Kinder in die Welt bringen, sei's nur, damit sie Schubert-Musik hören. Glücklich, wer so viel Singen und Klingen zu verschenken hat."

Schubert trank, erwiderte nichts. Er hatte sein rundes, weiches Kinn auf die Brust gesenkt, die sonst so harmlos-gutmütig vorgeschobene Oberlippe eingezogen, schaute durch seine Brillengläser gedankenschwer vor sich hin ... und trank.

Und als die Zeit vorrückte, der Abend sich senkte, der trinkbare Vorrat zur Neige ging, da sah man ihn, wie er, als wäre er ganz allein mit sich, wortlos ein Weinglas nach dem andern zerbrach.

„Glücklich, wer so viel zu geben hat," wiederholte er. „Ja, so ist's schon, nur zum Geben bin ich auf der Welt, sonst nur zum Dulden und entsagen. Was bin ich denn schon? Ein namenloser, unerkannter, ungewürdigter Notenschreiber, dessen Arbeit totgeschwiegen wird; immer übergangen, vom Leben betrogen, von den Großen der Welt mißachtet. Schaut's, fast hundert Gedichte vom Goethe hab' ich vertont, hab' ihm eine Auswahl davon auch hingeschickt, aber der große Herr in Weimar mag nichts wissen von mir, er hat nicht einmal eine Zeile Antwort für mich übrig gehabt. Mein ganzes Leben lang wohnte ich mit Beethoven in einer Stadt, aber auch ihm galt ich nichts, erst auf dem Sterbebette erinnerte er sich meiner. Die Hände hab' ich mir wundgeschrieben nach einem würdigen Posten in meinem Fache, der mir wenigstens Sorgenfreiheit und einen festen Boden unter den Füßen gewährt hätte. Nix war. Und sonst? Ein lichtes, reines Engelsbild hab' ich mal in mein Herz geschlossen; aber was bedeutet solch ein armer Musikant schon einem Komtesserl? Und selbst die andere, die mit den Blatternarben, die tat schon recht daran, daß sie lieber einen ernährsamen Bäckermeister nahm. Ja, warum soll einer nicht glücklich sein, der immer in Not und Sorgen gelebt, der nie ein festes Heim gehabt, der sich bei seiner eigenen Opernpremiere nicht mal auf der Bühne zeigen konnte, weil er keinen ordentlichen Rock anzuziehen hatte, und ..." Er unterließ es, hinzuzufügen, daß er noch nicht wußte, wovon er morgen seine Mahlzeit bezahlen sollte.

Schwind legte ihm tröstend und aufrüttelnd zugleich die Hand auf die Schulter. „Mußt's abschütteln, Franzl; mußt's abschütteln."

Schubert erhob sich, stülpte den Hut auf, legte die Hände auf den Rücken und ging seiner nahen, dürftigen Wohnung zu. „Abschütteln. Das hab' ich bisher immer getan und werd's wohl tun müssen, so lang ich leb'." —

Was ging vor mit Schubert? Wochen hindurch ließ er sich kaum noch sehen, schlug sogar Einladungen zu Zusammenkünften und Partien nach den Winzerdörfern aus. Wenn aber der eine und andere der Schubertianer zuweilen vor dem

Hause des Zurückgezogenen stehen blieb, um zu lauschen, was er dort drin spielte und sang, schüttelten sie in besorgter Verwunderung die Köpfe ob dieser dunklen, traurigen Melodien, die da erklangen. Von müder Rast und Einsamkeit sang er, von welk herabfallenden Blättern, von einem ersehnten „Wirtshaus" auf dem Totenacker:

„Sind dann in diesem Hause
Die Plätze all' besetzt?
Bin matt zum Niedersinken,
Bin tödlich schwer verletzt."

Als er sich endlich wieder sehen ließ, forderte er die Freunde auf: „Kommt morgen zu mir; ich werde euch einen Zyklus schauerlicher Lieder vorsingen."

Sie kamen und hörten ergriffen seine „Winterreise", jene von Wilhelm Müller verfaßten Lieder von düsterer Schwermut, winterlich entlaubten Hoffnungen, friedensuchender Grabesahnung.

Was war das? Auch ein Abschied? Ein Schwanengesang?

*

Anderthalb Jahre später trug man Franz Schubert, den erst Zweiunddreißigjährigen, zum Währinger Friedhof hinaus und senkte ihn, drei Hügel von Beethoven entfernt, zur Ruhe.

Wandrer.

Brause nur, Winterwind, brause,
Über die Berge, das Tal!
Nirgend bin ich zu Hause,
Wandre nur, wandre voll Qual.

Rosen, Syringen und Flieder,
Ach, wie so lange verblüht!
Frosthauch schüttelt die Glieder —
Bin zum Sterben so müd.

Carl Henckell.

Rechts, Links, im Kreise...

Wer sich einmal bei einer Wanderung im Walde oder in einer eintönigen Gegend ohne besonders markante Orientierungspunkte verirrt hat, wird aus manchmal recht unangenehmer Erfahrung wissen, wie leicht man in solchen Fällen nach langem Umherlaufen wieder am Ausgangspunkt ankommt — der Verirrte ist im Kreise gegangen. Wie kommt das eigentlich? Die Wissenschaft hat sich in letzter Zeit mit dieser ja auch praktisch recht wichtigen Angelegenheit befaßt und ist dabei zu einigen überraschenden Feststellungen gelangt, die unsere Leser interessieren dürften. Der nachstehende Artikel berichtet darüber.

*

In seiner Erzählung „Herr und Knecht" behandelt Leo Tolstoi die Schlittenfahrt zweier Männer, die im Schneesturme die Orientierung verlieren und sich nach langer mühseliger Fahrt schließlich wieder auf dem Ausgangspunkte ihrer Reise finden; statt geradeaus sind sie im Kreise gefahren. Tolstoi hat damit eine Erscheinung in die Literatur eingeführt, die überaus häufig beobachtet werden kann. Besonders gefürchtet sind solche Ringwanderungen in der einförmigen Wüste oder in der wald- und wasserlosen Trokkensteppe; wer in solcher Gegend vom Wege abkommt und sich verirrt, ist fast stets verloren. Wie es scheint, führt jeder Mensch ohne Ausnahme bei mangelnder Orientierungsmöglichkeit solche Kreisbewegungen aus, auch wenn er sich noch so energisch vornimmt, die gerade Richtung zu wahren.

Das sind sehr merkwürdige und auffallende Tatsachen; es konnte nicht ausbleiben, daß auch die Wissenschaft sie aufgriff und das Problem des Im-Kreise-Wanderns zu lösen suchte. Zwei Fragen tauchen auf. Die eine: aus welchem Grunde ist der Mensch, wenn er keine Orientierungsmöglichkeit hat, ständig bestrebt, von der Geraden abzuweichen? Die andere: verfolgt die Natur mit diesen Kreisbewegungen einen bestimmten Zweck, kommt dieser Einrichtung eine Aufgabe im Plane der Natur zu?

Auch verirrte Tiere wandern im Kreise.

Es hat sich herausgestellt, daß keineswegs der Mensch allein die Eigentümlichkeit besitzt, zu solchen Kreisbewegungen zu neigen. Bei verirrten Pferden ist genau das gleiche zu beobachten. So berichtet Professor Guldberg von einem Schlittengefährt, das nachts auf dem Eise eines Sees in ein heftiges Schneegestöber geriet. Mangels jeder Orientierung ließ man das Pferd nach seinem Willen laufen; auch hier stellte sich die anscheinend unvermeidliche Kreisbewegung ein. Bei